Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man.

Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Chas. L. Hartmann.

(1. Fortsetzung.)

Bei Kriegsausbruch in England.

Ich hörte zu, wie ein anderer Unteroffizier einem „Tommy" einen Befehl gab. Bei jedem zweiten Satze sagte er: „If you please" (bitte). Der „Tommy" erwiderte konsequent: „Nein", worauf der Offizier einfach nicht weiter darauf bestand, sondern mit einem: „I beg your pardon" davon ging*). Aber das alles hat mit ihrer Soldatenfähigkeit nichts zu tun. Ich bin überzeugt, sie werden den Deutschen in den meisten Beziehungen ebenbürtig, und namentlich im Defensivkriege schwer zu überwinden sein.

Kitchener halte ich für den richtigen Mann an dem richtigen Platze, eine Korporals-Natur, hat kein einziges menschliches Interesse, weder für Kunst, Politik, Literatur, Philanthropie, noch für irgend etwas anderes als seine Profession, hat sich deshalb auch nicht verheiratet, um seine ganze Zeit derselben zu widmen.

Die Abendblätter attackieren auf ganz gemeine Weise Haldane, den Kriegsminister und Battenberg, den Chef der Marine. Beide seien Deutsche und im Begriffe, das Land zu verraten. Und der König? Sein Großvater und die ganze Familie waren reine Deutsche, selbst von mütterlicher Seite.

In der „Pall Mall Gazette" steht ein sehr charakteristischer Brief einer hochstehenden Dame: „Man solle die Teeblätter, welche in der Teekanne zurückbleiben, nach der Infusion nicht wegwerfen, sondern trocknen und den armen Rekruten zuschicken." Da gehört denn doch die ganze vererbte Geringschätzung des Soldaten und Arbeiters dazu, um etwas derartiges in einer Zeitung zu proponieren.

In allen Theatern sieht man Damen, welche ostentativ während der Vorstellung Strümpfe stricken. Sie gehören zu Queen Mary's Needle Women-Guild.

Eine Zuschrift an die „Times" behauptet, daß die Rekruten diese Strümpfe als Abwischlappen benutzen, da selbst ein Kinderfuß nicht in dieselben hinein könne.

Die Northcliffe-Presse, „Times", „Evening News" und „Daily Mail", organisiert die Deutschen - Hetze, namentlich, wie bereits angedeutet, gegen deutsche Kellner und Dienstmädchen. — Sie seien alle von der deutschen Regierung bezahlte Spione, um die Staatsgeheimnisse, welche am Speisetisch besprochen würden, auszuspionieren.

Nach zwei Tagen berichtete das „Daily Chronicle", daß das Arsenal, welches in Euston Road gefunden wurde, einem Antiquitätenhändler gehörte, welcher einige Feuerstein-Flinten und Armbrüste in seinem Schaufenster hatte. — Die Habeas Corpus-Akte ist nicht aufgehoben, aber praktisch durch die Richter selbst außer Wirkung gesetzt. Wells, Harrison und eine Anzahl reklamesüchtiger Schriftsteller sind ganz übergeschnappt, Blatchford verrückt geworden. Wells schlägt vor, sofort den Guerilla-Krieg gegen Deutsche zu organisieren. Sobald die Invasion des Landes zur Wirklichkeit geworden, solle man alle Lebensmittel vergiften und die ganze Bevölkerung sich in die schottischen Hochgebirge zurückziehen.

10. Oktober 1914. Dem englischen Charakter entsprechend, der keinen offenen Bruch mit Althergebrachtem liebt, die Dinge verändert, aber nicht deren Namen, wird die allgemeine Wehrpflicht jetzt auf Umwegen eingeführt. In allen Geschäften werden die jungen oder unverheirateten Arbeiter plötzlich entlassen, auf die Straße geworfen, um dieselben durch die Not zu zwingen, sich anwerben zu lassen. Die Frauen tun sich hierbei besonders hervor, namentlich die der besseren Gesellschaft. Auf der Straße halten sie alle jungen Leute an, sie zurechtweisend: „Warum helfen Sie nicht Ihrem Lande? Sie sind ein Feigling. Ich gehe mit Ihnen zum nächsten Anwerbe-Bureau!" Die Weiber sind vollständig hysterisch geworden. Ein Sicherheits-Ventil für die Suffragetten.

Ich ging die Oxford Street entlang gegen Hyde Park. Vor mir ging in seinem ruhigen gemächlichen Schritt ein Policeman. Er schaute einen ihm entgegenkommenden blonden jungen Mann an, ließ ihn herankommen, tippte ihm auf die Schulter:

— Zeigen Sie mir Ihr Zertifikat. Sie sind doch ein Deutscher.

Der andere zog ein rosa Papier aus der Tasche, überreichte es, der Polizist verglich anscheinend Signalement und Photographie und gab es stillschweigend wieder zurück.

Ich sollte übrigens etwas ähnliches selbst zu erfahren bekommen. Am nächsten Vormittag kommt die Hauswärterin mir zu melden, es sei ein Herr unten im Hausgange, der mich zu sprechen wünsche. Er sagte mir:

— Ich bin Detektiv von Scotland Yard. Wir haben eine Denunziation gegen Sie erhalten und da Sie einen deutschen Namen haben, bin ich beauftragt worden, nachzuforschen.

Der Beamte erklärte mir heiter:

— Irgend jemand in der Nachbarschaft, mit dem Sie sich verfeindet haben, hat einen anonymen Brief geschrieben. Früher wurden solche von uns nicht beachtet, aber in gegenwärtiger Zeit müssen wir die Angaben aller dieser Briefe nachprüfen, und das verursacht uns eine ganz unglaubliche Arbeit. Tonnen und Tonnen derselben laufen täglich bei uns ein, so daß wir uns kaum zu helfen wissen.

Ich:

— Sehe ich denn wie ein Deutscher aus?

Er lachte:

— Nein, ich hätte Sie eher für Poincaré gehalten!

Damit war die Sache erledigt. Ich offerierte ihm ein Glas Wein, und er ging befriedigt weiter.

Dies ist vielleicht das allerbezeichnendste Merkmal der langsamen Transformation des englischen Charakters. Es gab kaum etwas, das ein Engländer früher mehr verabscheute als anonyme Briefe, die Waffe des Feiglings.

15. Oktober 1914. Wurde vor einigen Tagen zur Polizei unseres Stadtviertels gerufen. Josepha, unser Dienstmädchen, hatte sich auf dem Revierbüro einschreiben lassen, um ein Zertifikat mit ihrer Photographie zu erhalten.

Zwei Tage lang stand sie auf offener Straße in einer langen Reihe im strömenden Regen. Ein einziger Beamter für über sechshundert Personen, deren Anzahl sich beständig erneuerte. Josepha hatte man arretiert. Sie war mit einem regelrechten Erlaubnisschein nach Richmond gegangen, um nachzusehen, ob in ihrer jetzt geschlossenen kleinen Wohnung noch alles beim alten sei. Da sie von der Polizei einen Erlaubnisschein zur Hinreise erhalten hatte, glaubte sie, daß dieser auch für die Rückreise gültig sein müsse. Sie wurde verhaftet, weil sie nicht auf dem Richmonder Polizeibüro sich eine neue Bewilligung dazu hatte geben lassen. Sie erhielt sechs Monate Gefängnis. 183 Tage soll sie mit Dirnen und Taschendieben eingesperrt werden. Ich hielt es für ganz unglaublich. Eine sechsundfünfzigjährige, brave, ruhige Frau, die seit 28 Jahren in England lebt! Ich versuchte, einflußreiche Bekannte intervenieren zu lassen, nahm einen guten Advokaten für sie, alles umsonst.

Natürlich drängen sich bei solchen Gelegenheiten in allen Ländern eine Anzahl Individuen hervor, die für ihre Person Reklame machen, indem sie sich an die Spitze irgend einer Bewegung stellen. So auch hier eine Anzahl obskurer Politiker und Parlamentsmitglieder wie Lindsay, Johnson, Robert MacNeill, Sir George Dalziel, welche die Anti-German Union gegründet und in großen Plakaten und Zeitungs-Annoncen jedermann zur Denunziation von in ihrer Nähe wohnenden Deutschen auffordern. Diese Union hat eine Pöbel-Garde organisiert, mit welcher sie ihnen mißliebige Versammlungen stört, in die Kirchen der Quäker und Deutsch-Protestanten eindringt, den Gottesdienst unterbricht und durch Lärmen und Toben denselben für die Zukunft in England unmöglich machen will. Die Polizei übernimmt nicht gerne die undankbare Rolle des Anti-Patrioten und läßt die Leute gewähren.

18. Oktober 1914. Erhielt vor einigen Tagen einen Brief von Olympia datiert, dem großen Ausstellungsplatze, welcher gegenwärtig als provisorischer Internierungsort für die Alien Enemies benützt wird, bis man zweckentsprechendere Camps für dieselben errichtet hat. Der Absender war Börsen-Makler von österreichischer Abstammung und wurde als einer der ersten, wahrscheinlich infolge der Verleumdung durch einen Konkurrenten, verhaftet. Ging heute nachmittag ihn besuchen, obwohl ich ihn persönlich sehr wenig kannte. Mehr aus Neugierde, um zu sehen, wie es jetzt im Innern der Olympia aussieht.

Ich hatte von Scotland Yard einen Permit zum Besuch erhalten. Mußte denselben verschiedenen Schildwachen vorzeigen, wurde dann in die große Halle geführt, wo ungefähr achthundert Personen, ohne jede Abgrenzung, auf Reisekoffern, ähnlich wie in einer riesigen Wartehalle der Eisenbahn, mit übernächtigt aussehenden Gesichtern herumsaßen.

Diese armen Leute! Zivilisten, die an dem Kriege doch gar keine Schuld tragen, mitten aus ihrer Tätigkeit, ihrer Familie herausgerissen, einem unbekannten Schicksal entgegengeführt. Wir hatten bei Appenrodts Wurst und einige andere Delikatessen gekauft und mitgebracht. Doch mangelte es an Lebensmitteln, wie wir gedacht, durchaus nicht, da verschiedene Krämer Erlaubnis erhalten hatten, Verkaufsbuden aufzuschlagen. Sehr niedergeschlagen verließen wir das große Gebäude. Ich glaube kaum, daß irgendwelche Verwendung oder irgendwelcher Einfluß das Geringste zu der Freilassung dieses Herrn oder auch anderer beitragen könnten. Die öffentliche Meinung ist eben zu sehr durch die Zeitungspresse vergiftet, und jeder hat Furcht, sich für diese Leute zu verwenden, um dadurch nicht seine patriotische Gesinnung zu verdächtigen.

20. Oktober 1914. In England hat sich die Sitte des Week End-Ausfluges seit Jahren allgemein eingebürgert. Man geht am Samstag vormittag nach auswärts, im Sommer nach einem der nahen Seebäder, Brighton, Hastings, Eastbourne, im Winter, welcher in England wenig streng ist, nach einem Inland-Badeort. Wir fuhren diesmal über das Week End nach Oxford, um einen mir befreundeten Professor der dortigen Universität zu besuchen. Das geistige Leben in den Provinzen Groß-Britanniens ist eine dumpfe Stagnation. Die Theater aller Provinzstädte, und darunter gibt es doch mehrere mit über einer Million Einwohner, sind unter aller Kritik. Nirgends ein eigenes selbständiges Theaterpersonal; nur auf Tournées angewiesen, welche in London von Theateragenten zusammengewürfelt werden. Diese bringen irgend ein neues Sensationsstück oder eine idiotische Musical Comedy, bleiben jedesmal eine Woche, um alsdann andere Städte abzugrasen. Das Volk als solches, also die breite Schicht der Arbeitermassen und des Kleinbürgertums, ist dem Theater, den Konzerten oder ähnlichen Veranstaltungen gänzlich abgeneigt, besucht dieselben nie und hat nur für Bier und Politik Interesse.

In Manchester und Glasgow wurden Versuche einer Hebung des Theaters durch Miß Hornimann und Herrn Waring gemacht, welche dort Repertoire-Theater gründeten und die moderne dramatische Literatur etwas zur Geltung bringen wollten, natürlich mußte dabei sehr viel Geld zugeschossen werden.

In Dublin hat Lady Gregory ein irländisches Nationaltheater gegründet, um den Dichtern und Dramatikern des „Jüngsten Irland", einer sowohl literarisch wie politisch radikalen Bewegung, eine Heimstätte zu geben. Eine hochinteressante Art „Freier Bühne", teils den Realismus, teils Neoklassizismus pflegend, mit Yeats, Synge, Ethis und anderen Führern der Sinn Fein-Bewegung an der Spitze.

Oxford, das wundervolle Reliquium des scholastischen Mittelalters, war fast ganz leer. In den Quadrangles und Chambers waren Offiziere einquartiert, die jungen Studenten hatten sich alle anwerben lassen, nur hie und da vereinzelt sah man einen, schmächtig, bleich oder sonstwie sofort als militärunbrauchbares Material erscheinend, über den Rasen der Colleges gehen. Im Hotel Clarendon, wo wir abgestiegen waren, hörten wir vom Nebensaale eine geräuschvolle Militärmusik. Ein junger Offizier kam auf unsern Tisch zu:

— Wir haben hier etwas Musik und Getränke, wenn Madame und der Herr unsere Einladung hierzu annehmen wollen, wir wären sehr erfreut!

Wir machten natürlich gerne davon Gebrauch. Es waren ungefähr zwanzig junge Soldaten und Offiziere, die von London einen Ausflug gemacht und sich von früher her alle kannten. Reiche Jungens der Gesellschaft. Um der Bourgeoisie und den höheren Klassen Luft zu machen, sich anwerben zu lassen, bildete man streng geschlossene Bataillone, den Klubs ähnlich, zu welchen nur solche, die zur selben Gesellschaftsklasse gehören, Zutritt erhalten. Es gibt derart Künstler-Bataillone — die Artists Rifles, Schauspieler-, Sport-, Oxford-, Cambridge- und Advokaten-Bataillone.

Die Oxforder jungen Leute hatten eine dreißig Mann starke Musikkapelle mitgebracht — und, sehr bezeichnend für den Engländer, keine Frauen. Sie tanzten zusammen.

Diese jungen Leute träumen von nichts anderem als von Gefechten, Ueberfällen und sich als Helden unsterblich zu machen. Merkwürdig, wie der Wikinger- und Berserker-Untergrund bei diesen Krämern zum Durchbruch kommt.

24. Oktober 1914. Wir gehen nach dem Theater. Der größte Teil der Herren ist in Khaki gekleidet. Dies gehört natürlich jetzt zum guten Ton und letzterer gibt in England stets den Ausschlag. Nach dem Theater gehen wir in ein Restaurant, ebenfalls dreiviertel der Anwesenden in Khaki. Die Straßen fast ganz dunkel, nur hie und da eine Gaslaterne, deren oberer Teil geschwärzt ist, so daß die Lichtstrahlen nur nach unten fallen können. Es bedarf jetzt eines ebenso großen Mutes zu einer Taxifahrt in London wie zum Patrouillendienst an der Front.

Man sagt mir — die Zeitungen natürlich fertigen dies in ein paar nichtssagenden Zeilen ab — daß im Ostende Londons große Krawalle stattgefunden hätten. Man hat die Häuser, welche deutsche Firmenschilder trugen, fast gänzlich zerstört, die Läden ausgeplündert, das Mobiliar aus allen Stockwerken auf die Straße geworfen und stets unter der wohlwollenden, lächelnden Aufsicht der Polizisten, welche ruhig zuschauten. Im „Daily Telegraph" finde ich einen kleinen Bericht darüber unter den Polizeigerichtsverhandlungen. Man hatte einige der Radaumacher verhaftet, weil sie in ihrem patriotischen Eifer auch englische Geschäfte geplündert hatten. Sie wurden zu kleinen Geldstrafen verurteilt mit der Mahnung des Richters, sich in Zukunft erst etwas genauer zu orientieren.

Tausende von Männern und Frauen hatten sich an dieser Szene beteiligt und der Schaden soll ein ganz außerordentlicher gewesen sein. Namentlich wendet sich die Wut dieser Leute gegen die friedfertige Sekte der Quäker, weil dieselben prinzipiell gegen jeden Krieg sind und so als indirekte Helfershelfer der Feinde betrachtet werden. Aber diese Sekte hat ganz andere Verfolgungen durchgemacht und wird auch diese noch überleben.

27. Oktober 1914. Ein Engländer, welcher dasselbe Haus bewohnt wie wir, und mit dem ich ab und zu auf der Treppe einige Worte wechsle, hält mich freudestrahlend an:

— Haben Sie die große Nachricht gehört? 250,000 Russen sind in Schottland eingetroffen, um von da nach Frankreich geschickt zu werden. Das wird dem Krieg sofort den Ausschlag geben.

Man sollte meinen, einen solchen Blödsinn könnten nur ganz unwissende Personen verdauen. Irrtum. Ich sprach einige Tage später mit dem Direktor einer der größten Maschinenfabriken auch über jene 250,000 russischen Touristen, welche via Schottland nach der französischen Front gegangen waren. Dieser Direktor, ein hochintelligenter, ... Geschäftsmann, von großer Welt- und Menschenkenntnis, mit sehr ruhigem, kaltblütigem Urteil, sagte mir:

— Doktor, Sie irren sich ganz außerordentlich, zu glauben, das wäre nur so eine Zeitungsente. Ich kann Sie durch eigenes Wissen von deren buchstäblicher Wahrheit überzeugen. Mein Schwager, welcher bei der Midland Railway einen hohen Posten bekleidet, war mit allen Vorbereitungen des Eisenbahntransportes für diese Russen betraut. Unter seiner Leitung wurden über zweihundert Extra-Züge befördert. Er hat diese russischen Soldaten selbst gesehen, und Sie können deshalb glauben, daß es diesmal keine Erfindung ist.

Wie soll man derartiges erklären? Der Mann, ein ehrenhafter, wahrheitsliebender Charakter, sein Schwager ganz sicher ebenfalls. Wie kam diese Wahnvorstellung in ihr Hirn?

28. Oktober 1914. Ich gehe mit meiner Frau auf eine Woche nach Paris, um deren Familie zu besuchen. Drei Tage gebrauchten wir, um das Visum für unsere Pässe zu erhalten. Von morgens zehn bis fünf Uhr abends standen vierhundert Personen auf der Straße vor dem französischen Konsulat, sie hatten nicht einmal den Verstand, die Passage auf der Treppe freizulassen, die Herauskommenden mußten sich mit Ellbogen und Fäusten durchschlagen. Das lange Warten gab Anlaß zur Konversation, die Leute erzählten sich gegenseitig ihre Erlebnisse. Ein Belgier, welcher darunter war, rief: „Vive l'Allemagne! Wir waren nach der Invasion unter ihrer Knute, aber so etwas wäre uns dort nicht passiert, sie sind wenigstens korrekt. So werden wir von unserem eigenen Konsulat behandelt!"

Innen im Büro befanden sich zwei Schreiber, gemütlich Zigaretten rauchend, zusammen schwatzend und lachend.

Der Zug geht um 8.30 früh von Viktoria Station ab. Es ist vorgeschrieben, bereits um 6.30 dort zu sein, sonst werde man nicht mehr zugelassen. Französische Detektivs, englische Detektivs, russische, belgische, die reine Schnüffel-Entente, nur der Japaner fehlte, wie gewöhnlich.

Eine halbe Stunde lang wird inquiriert, alle Reisenden müssen sich in Reih' und Glied aufstellen, die Taschen werden nach Briefen durchsucht, das ganze Gepäck von oben bis unten durchwühlt. Glücklicherweise sind es nur sechzig Personen, welche die Fahrt riskieren, sonst hätte die Inspektion zwei Tage in Anspruch genommen.

In Dieppe wieder Visitation, Inspektion, Revision, Suspizion und noch andere "ione. Im Zuge unterwegs werden viermal die Pässe revidiert. Bei jeder Hauptstation steigt ein anderer Schnüffelmajor ein.

Endlich um acht Uhr nachts Ankunft in Paris. Aber wie verändert! Das Terminus-Hotel ist ganz leer. Ein einsamer Kellner auf dem Gang. Wir wollten noch ausgehen, um etwas zu essen, hatten wütenden Hunger, da wir den ganzen Tag nichts zu essen bekamen. Alle Straßen dunkel, vereinzelt hier und da eine elektrische Lampe. Die Boulevards, die Place de l'Opéra, welche früher um diese Zeit in blendendem Lichtglanze strahlten, mit auf- und abwogenden Menschenmassen, sind vollständig verödet. Ab und zu eine vereinzelte Gestalt rasch vorbeihuschend. Wir gingen die Avenue de l'Opéra hinunter, um nach einem Duval oder anderen Restaurant zu suchen, fanden auch eines, das noch offen, nach außen ganz dunkel, innen vollgedrängt wie eine Heringstonne. Mit Mühe konnten wir etwas Platz erhalten. Zwei Kellner für 150 Personen. Teller und Servietten erhielten wir, auch die Vorspeise. Alle Reklamationen: „Ja, aber Kellner, kommt denn endlich die Suppe?" umsonst. Die beiden liefen hin und her wie zwei aufgescheuchte Hühner. Punkt neun Uhr mußte das Lokal geschlossen werden. Wir steckten das Brot in unsere Tasche und gingen nach Hause.

Vormittags. Schwarz gekleidete Frauen, Verwundete, Soldaten auf den Straßen, die Hälfte sämtlicher Geschäftsläden geschlossen, Paris ganz unkenntlich. Man sieht außer den Frauen und Verwundeten nur Arbeiter. Die Bourgeoisie war sofort nach Bordeaux weggelaufen. Jeder, welcher die Mittel dazu hatte, Kokotten, Rentiers, Taschendiebe, Bankiers, Zeitungsschmierer, Zuhälter und andere Staatsmänner — enfin, le tout Paris — verließ die Stadt! Es gehört zur guten Sitte, sich mit der Regierung nach Bordeaux zu begeben, wie seinerzeit die Aristokratie bei Ausbruch der französischen Revolution sich nach Koblenz flüchtete. Sämtliche großen Tagesblätter: Le Figaro, le Matin, le Journal, l'Eclair, le Petit Journal sind mit ihrem ganzen Redaktionsstab nach dort verzogen, um das Geschäft der Lügenfabrikation in angemessener Entfernung von den deutschen Granaten zu betreiben.

Grand Hotel, Brighton, 24. Dezember 1914. Wir sind über die Weihnachten außerhalb der Stadt, hauptsächlich um dem Gewühl und Lärm des Boxing Day zu entgehen. Wunderschönes Wetter, wie im Frühling, sämtliche Hotels von Brighton überfüllt. Längs der Parade am Strande auf- und abwogende Menschenmassen, festlich gekleidet. Abends Konzerte, Theater, vom Krieg spürt man fast gar nichts. Der Engländer nimmt denselben sehr phlegmatisch auf. Er wird wahrscheinlich bis zum letzten Franzosen und Russen kämpfen und dann einen vorteilhaften Frieden machen. Die Signatur der Zeit ist das Schlagwort: Business as usual! Jedermann hat dasselbe im Munde, in allen Geschäftsberichten findet man es. In jeder Zeitungsspalte. Trotzdem ist eine Verschiebung der allgemeinen Geschäftslage unverkennbar. An solchen Gegenständen, welche früher ausschließlich von Deutschland bezogen wurden, als Flaschen, Chemikalien, Farbstoffen, optischen Instrumenten ist bereits großer Mangel, dagegen geben die durch die Munitionsfabrikation jetzt viel höheren Arbeitslöhne den fiktiven Eindruck einer gesteigerten Prosperität. Die Börse ist geschlossen und wird es wohl auch für die Dauer des Krieges bleiben. Dadurch wird sowohl eine Finanz-Panik als eine Entwertung der Staatsrenten verhindert. Wer etwas derartiges kaufen oder verkaufen will, kann es nur auf privatem Wege tun. Deshalb ist man nicht schlimmer daran, im Gegenteil, es zeigt sich, daß die Welt auch ohne den Giftbaum der Börse existieren könnte.

Ich freue mich schon darauf, im Frühjahr wieder nach unserer Besitzung in der Schweiz zurückzukehren. Wir werden wahrscheinlich das Ende des Krieges dorten abwarten.

London, 18. Februar 1915. Seit nahezu zwei Monaten habe ich nichts in mein Tagebuch eingetragen. Wozu auch. Der Krieg geht seinen Gang. Was man hier über die wirkliche Lage erfährt, ist blutwenig, und die Spalten von Armeeberichten jeden Tag durchzulesen, ist mir zum Ekel.

Werde nächste Woche auf kurze Zeit nach Amerika gehen, um einige Geschäfte endlich abzuwickeln, woran der ausgebrochene Krieg mich bis jetzt verhindert hatte. Ich könnte es wohl auch auf dem Korrespondenzwege tun, aber das würde monatelang dauern, während sich derartiges persönlich in einigen Tagen erledigen läßt.

An Bord der „Carmania", 27. Februar 1915. Fahre mit dem Extrazug, welchen die Cunard-Linie jede Woche den Salon-Passagieren ihres abgehenden Dampfers zur Verfügung stellt, nach Liverpool. Der Zug fährt durch bis zur Landungsbrücke. Fast gar keine Polizeiformalitäten. Kein Vergleich mit denjenigen, welche man durchzumachen hat für die kurze Reise von London nach Paris. Der Grund derselben ist mir überhaupt stets unerklärlich geblieben. Paris ist doch kein Feindesland, Frankreich unterhält sicher keine Spione in England, welchen man derart Schwierigkeiten in den Weg legen müßte.

An der Landungsbrücke steht ein sehr höflicher Polizeileutnant, welcher einen Blick in die offengehaltenen Pässe wirft und mit einem ruhigen Allright uns das Schiff betreten läßt. Der Dampfer „Carmania" ist ein prächtiges Boot, Schwimmbassin, Mechanotherapie, Turnsäle, großes Café auf dem Oberdeck, alles, was der raffinierteste Luxus ersinnen kann. Fast nur zurückreisende Amerikaner an Bord. Obwohl ich die Fahrt hin- und herüber bereits sechsundvierzigmal in meinem Leben gemacht, bin ich fast regelmäßig seekrank. Diesmal ausnahmsweise nicht. Die Zeit vergeht rasch. Wir haben ein gutes Orchester an Bord, und ich hatte einige sogenannte Hauptwerke der Literatur mitgenommen, um während der Ueberfahrt dieselben endlich einmal durch eigenes Studium kennen zu lernen. Wer hat den Don Quixote, Darwins Origin of Species, Stirners Einzigen oder Chaucers Canterbury Tales selbst gelesen? Man liest und schreibt Bücher über die Bücher, welche andere Bücher behandeln und mundgerecht machen. Man kennt die Neuerscheinungen der Literatur, hat aber keine Zeit oder glaubt immer noch, später dazu Zeit zu finden, die klassischen Werke der Weltliteratur zu studieren.

II. New York und an Bord der „Taormina".

So grotesk, so unglaublich geschmackswidrig sich das Landschaftsbild von New York dem Auge zeigt, wenn man vom offenen Ozean in die große Bucht einfährt, trotz alledem macht das Schauspiel auf mich stets einen überwältigenden Eindruck. Man hat es ja so oft beschrieben. Ich brauche die Seiten meines Tagebuches nicht damit zu bekritzeln.

Viel Gepäck hatte ich nicht mit, da ich nur für einige Wochen auf meinem Gute zu tun hatte. Die Zollrevision ist hier von allen Ländern der Welt die allerunangenehmste.

Fuhr nach dem Martinique-Hotel, erhielt ein Zimmer im sechzehnten Stock. Ganz außerordentlich, der Luxus und Komfort eines amerikanischen Hotels. In Verbindung mit meinem Zimmer habe ich eigenes Wannenbad und Klosett. Gediegene, modernste Mahagoni-Möbel, bei denen man sich nicht zu ärgern braucht, wenn die Schublade weder herauszuziehen noch zurückzubringen ist. Ein schwerer, dicker Teppich bedeckt den ganzen Boden; auf dem großen Schreibtisch am Fenster, mit Lehnsessel davor, stehen frischgeschnittene Blumen, vollständige Schreibgarnitur und der Telefonapparat, mit welchem ich direkt alle Städte der Union aufrufen kann. Das Ganze macht den Eindruck einer behaglichen Häuslichkeit, an die man in den europäischen Hotels nicht gewöhnt ist. Da man in den amerikanischen Gasthöfen nur für das Zimmer und Bedienung bezahlt, kann man essen, wo man will; wenn man einen großen Bekanntenkreis hat, ist dies jedenfalls billiger.

New York verändert sich jedes Jahr. Gegenwärtig ist der ganze Broadway aufgerissen. Es werden neue Linien der unterirdischen Bahn gebaut. Der Luxus und der Reichtum, welcher sich in dieser Stadt konzentriert, geht in das Unglaubliche. Wo jeder Einzelne das Geld herbekommt, ist mir ein Rätsel. Die Preise in den Restaurants sind fast das Doppelte, das Dreifache, gegenüber denselben vor dem Kriege. Mieten, Kleidung, alles ist viel teurer geworden.

Am Abend mache ich eine Bummeltour im Weißen Viertel, so wird der Teil des Broadway zwischen der dreiundzwanzigsten und siebenundfünfzigsten Straße jetzt genannt. Ein Vergnügungs-Etablissement neben dem anderen, jedes sucht den Nachbar durch noch blendendere elektrische Riesenreklamen auszustechen. In allen Hotels, allen Restaurants, wird während des Essens getanzt und werden Kabarett-Nummern aufgeführt. In den meisten dieser Lokale sind nur Pärchen zu finden. Entweder kommen sie schon je zwei und zwei herein, oder sie kommen einzeln und verlassen es zu zweit.

Es wirkt hochkomisch, so ein Pärchen zu beobachten. Nachdem sie die Suppe heruntergelöffelt, stehen sie plötzlich auf, fangen inmitten des Saales zu tanzen an, um dann, den Schweiß von der Stirne wischend, den Fisch zu attackieren. Alle diese Hunderte von Vergnügungsplätzen werden vor fünf Uhr früh nicht leer. Das verblutende Europa zahlt die Kosten dieser Gelage. Der ganze Reichtum, der Besitz aller Länder strömt nach hier, um als Munition und Todeswerkzeug wieder zurückzufließen.

Seit letztem Jahre besitzt New York neun große Theater mehr, zusammen jetzt über sechzig, wohl von allen Städten der Welt die größte Anzahl. Einer meiner Freunde, sagte mir, daß die Mietpreise in das Phantastische gestiegen seien. Er zahlt für sechs Zimmer, Baderaum, Küche, selbstverständlich mit allen jenen Bequemlichkeiten der amerikanischen Flats, die in Europa so gut wie unbekannt sind, jetzt 3600 Dollars (Fr. 18,000) das Jahr, das Dreifache des Mietpreises vor nur fünf Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Soldat ist das natürlich anders geworden, und ich glaube, daß der englische Soldat jetzt ebenso scharf diszipliniert ist, wie derjenige anderer Länder.

Stobser Weltgeschichte.

Aus der Schlußnummer der Gefangenenzeitung „Stobsiade".

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und er sah, daß es gut war, fast zu gut. Daher schuf er noch die Menschen, unter letzteren besonders die Eva, welche bald eine heillose Verwirrung in dem ganzen schönen Werke anrichtete. Fernerhin schuf er noch den Stacheldraht, den er fortan mit größtem Erfolge zur Züchtigung der, ach, in kurzem fündigen Menschheit verwendete. Das prächtige Paradies wurde zuerst mit einem dicken Drahtverhau umgeben, wie denn in der Folge allerlei liebliche Gärten und dergleichen diese Verzierung erhielten, woran sich böse Buben die Hosen zerreißen können. Im großen Weltkriege aber versah man die Schützengräben mit einem breiten Band von Stacheldraht, eine richtige Ladung von diesem brachte man schließlich auch nach Stobs in Schottland.

Mit Hilfe dieses Stacheldrahtes wurde Stobs gebaut. Wenigstens war es das wichtigste Baumaterial; als wesentlicher Bestandteil kam noch in Betracht guter, knetbarer Lehm, er bildete nämlich den Boden; wo man auf ihm ging, entstanden Wege. Der Stacheldraht war noch neu und funkelte und glänzte wie eitel Gold. Daher nennt man diese erste Zeit das „goldene Zeitalter". Was die Menschen dieser ersten Zeit anlangt, so waren sie frisch und kregel wie junge Hunde. Zuerst waren es nur Matrosen, dann kam die Einwanderung jenes Volksstammes, den man mit dem wissenschaftlichen Sammelnamen „Zivilisten" bezeichnet. Später folgte die Gattung der Feldgrauen, die schließlich die herrschende wurde. Es muß ein herrliches Leben gewesen sein, das jene ersten Menschen führten: Hammelfleisch, Kuchen und süßer Kaffee mit Milch verschönten ihr Dasein. Diese erste Glanzperiode erstreckte sich bis zu der Zeit, da das Geschlecht der Zivilisten endgültig von den Grauen verdrängt wurde und sich in entfernte Schlupfwinkel zurückzog.

Aber auch das 2. Zeitalter, das nunmehr im Stobser Lager folgte, das „silberne", entbehrte nicht aller Reize. War die erste Zeit lediglich ein Gemisch von froher Lebenslust, dickem Porridge und wenig Arbeit, so ist der 2. Zeitabschnitt hauptsächlich gekennzeichnet durch unheimliches Schaffen. Man lernte in Stobs alles. Tatsächlich dürfte die Schule wohl die beste in englischen Gefangenenlagern gewesen sein. Besorgte Mütter hätten ihre höheren Töchter aufs feinste in den Sprachen, in Musik, Geographie, Malen, Backen, Kochen, Chemie, Stenographie, Rechnen und so weiter ausbilden lassen können. Da blühte in Stobs Wissenschaft und Kunst im Schutze nie versagenden Mammons. Die Künstler schwelgten in Farben, Holz und Metall und fertigten unsterbliche Gemälde, Schmucksachen und Photographierahmen. O, es war eine Lust zu leben und im Workshop und in der Kantine einzukaufen! Bei Konzert und Theater sammelten die Fleißigen neue Anregungen. Diese 2. Epoche in der Geschichte Stobs' reichte bis zu der Zeit, da ein Teil seiner Einwohner es vorzog, sich nach Holland zu begeben.

Unaufhörlich raste die Zeit, der Weltkrieg und das in Reis getauchte Dasein des Prisoners vorwärts. Verschwunden war der Glanz des goldenen und silbernen Zeitalters, es kam jetzt das „eiserne". In ihm fand eine große Abwanderung von Stobs statt, einmal in Arbeitslager, dann aber zwecks Austausch nach Holland. Doch müssen wir verraten, daß von diesen nur wenige ihr Ziel erreichten, während die meisten nach mehreren Monaten wieder reumütig in ihre Vaterstadt zurückkehrten. Diese letzte Zeit ist auch dadurch merkwürdig, daß sich mehrere neue Gattungen des Stobser Menschen herausbildeten, einmal der „alte Prisoner", dessen Eigentümlichkeit eine besondere Gereiztheit gegen seine Umgebung ist, sodann der „Obersänger" — (homo Stobsiensis cantabilissimus); er trat in unzähligen Exemplaren auf, war schon von ferne durch seine Stimme kenntlich und verbreitete sich namentlich zur Zeit der Weggangs-Parolen in ganz bedenklichem Maße. Der Chronist erzählt uns, wie sich oft die Hütteninsassen zusammentaten und das in „erschröcklicher Weis" singende Ungetüm erschlugen. Doch wurde es immer wieder lebendig. Was die Zeitstimmung selbst anlangte, so ist sie am besten bezeichnet durch „Wildwest". Und doch waren auch diese Tage in Stobs nicht ohne allen Schimmer. Einzelne Flitter und Flitterchen aus der Zeit der höchsten Kultur des Lagers waren immer noch geblieben. Stobs glich einem Aschenbrödel, über das eine gütige Fee mitleidig einige Goldfäden geworfen hatte. Eines aber wahrte sich Stobs immer, und es ist vielleicht das, was das Wertvollste an ihm war: sonnigen Humor und gute Stimmung!

Zum Schlusse noch eine Weissagung: Zur Zeit der aufsteigenden Sonne im Jahre 1919 würde sich Stobs entvölkern; seine Bewohner würden zu Schiffen eilen, die weit in die Ferne segelten. Und seine Gefilde würden veröden und nichts würde von Stobs bleiben — als Lehm und Stacheldraht, von dem es genommen ward.

Ein Manifest der französischen Frauen an die deutschen Frauen.

Die französische Abteilung des internationalen Ausschusses für den dauernden Frieden richtete durch die Vermittlung französischer Zeitungen folgendes Manifest an die deutschen Frauen:

„Zweimal habt ihr einen Aufruf an uns gerichtet. Eure Worte sind nicht dem französischen Volke, den arbeitenden und leidenden Frauen übermittelt worden. Diejenigen, denen es gegeben war, euch zu hören, schlossen im voraus euren Klagen die Ohren. Nur ihre Antwort ist in eure Hände gelangt und durch die Presse verbreitet und gelobt worden — eine Antwort von Siegerinnen, die nicht zögern, die Besiegten zurückzustoßen. — Ohne eure Worte gehört zu haben, wollen wir auch euch antworten. Der allgemeine und gleiche Schmerz des Krieges läßt uns genügend erraten, was ihr sagt. Ihr sagt uns: „Der Krieg ist beendet, aber die Blockade dauert noch fort. Der Krieg ist beendet, aber unsere Männer, die seit so vielen Jahren kriegsgefangen sind, bleiben noch in euren Händen. Der Krieg ist beendet, aber unsere Kinder sind krank, alles fehlt ihnen. Wir wohnen ohnmächtig ihren Qualen bei." Wir antworten euch, daß wir eure Bangigkeit teilen. Wir leiden darunter, daß wir noch zu schwach sind, um euch wirksame Hilfe bringen zu können. Wir können nur mit euch das heilige Recht des Elends behaupten, beachtet und befreit zu werden, welches auch seine Heimat sei. Indessen würden wir aus der Tiefe unserer Ohnmacht uns schämen, wenn wir nicht für eure Kinder unsere Bitte dem Friedensstifter schickten, der gekommen ist, um die Menschen zu versöhnen. Wir schickten dem Präsidenten Wilson folgende Bittschrift: „Im Namen einer Gruppe von französischen Frauen, welche versucht haben, während des Krieges sich vor dem Haß zu schützen, kommen wir zu Ihnen, unsere Stimme mit der Stimme der Frauen der Feindesländer zu vereinigen, die um Hilfe für ihre Kinder rufen. Wir kennen die Leiden der Unsrigen in den besetzten Ländern, und gerade deshalb bitten wir Sie für die ihrigen. In diesen Stunden des Waffenstillstandes nach dem langen Martyrium der Menschheit muß das Uebel aufhören, dem Uebel zu antworten: es ist Zeit, daß die Völker aufhören, sich gegenseitig zu peinigen. Wir vertrauen auf Ihre Seelengröße. Allen Gefangenen aller Länder öffnen Sie die Türe der Gefängnisse. Unter allen Hungrigen aller Vaterländer teilen Sie gleich das Brot der Welt."

Aber mehr als nach Brot hungert ... nach Gerechtigkeit: Frauen der besiegten Völker, fordern wir mit allen einen wahren Frieden, Frieden ohne Gewaltsamkeit, Frieden ohne Vergeltung, ... entwaffneten Frieden. Nach diesen ... fluchten Jahren wollen wir die Versöhnung der Seelen. Wir sind arme Frauen, die, wie ihr, während vierer Jahre ... Joch des Krieges erlitten haben, ... wir, wie ihr nichts zu tun wußten, ... nichts zu tun wagten, um dessen G... und Grausamkeiten zu mildern. ... selbst wenn das ganze Verbrechen ... euren Führern ruhte, wissen wir zu ..., in welche Tiefe der Unwissenheit und ... Ohnmacht uns alle der Krieg begraben hat, um es euch zur Last zu legen. Wir ... von jetzt ab dieselbe Reue uns einig... Niemals während des Krieges haben ... den Schmerz uns gegen euch aufhe... lassen. Niemals hat die Trauer ... deutschen Frau unsere Trauer erb...tert. Heute bevor der Friede endg... zwischen unsern Ländern offiziell ... schlossen ist, wollen wir die Brüderlichkeit, die uns einigt, behaupten, wir, ... die Gemeinsamkeit der Leiden und ... Trauer, die der Todeskampf un... Männer, Brüder, Söhne einander ähnlicher gemacht hat. Laßt uns ... die Ruinen und Träne hindurch ge... sam an demselben heiligen Werk a... ten: reißen wir den Krieg aus ... Seelen heraus, bauen wir für u... Kinder die Gemeinschaft des Frie... und der Liebe."

Das Manifest ist unterzeichnet: Mme. Séverine, Marthe Bigot, ...chêne, Jeanne Halbwachs, Marce...belin, Madeleine Rolland, Mar... Thévenet.

Eine verschwenderisch lebende Frau wäre außer sich, wenn man sagte, sie lebe auf großem Fuß.

Es gibt Damen, die sich von Dienern folgen lassen, um glauben zu machen, es könnte ihnen etwas geschehen.

Wer die Frau als eine Heilige verehren will, muß sie als Ballmutter sehen.